



EDITORIAL

Wer auf Landkarten blickt, sieht sich einer Fülle alter und neuer Grenzziehungen gegenüber. Zusammen genommen spiegeln sie das Bild einer widersprüchlichen Epoche und sich rapide verändernden Welt wieder. Grenzen stellen sich als Ergebnisse teilweise willkürlicher Machtgewinne und problematischer Machtverluste dar. Natürliche Grenzen fielen oder wichen neuen Abtrennungen und wuchsen sich zu bis dahin unbekanntem Staatsgebilden aus. Viele Grenzen – auch die durch Verschiedenheiten von Sprache, Kultur, Religion und politischer Organisation geschaffenen – scheinen etwas *Vorläufiges* an sich zu haben. Und von dem Gefühl der Beständigkeit oder der Sicherheit innerhalb neu entstandener Räume kann mitunter kaum die Rede sein. Lösen sich also bekannte Grenzen in großen, umfassenderen Einheiten auf?

Wer statt auf Landkarten auf den Globus blickt und sich darüber klar wird, dass er zum Zeitgenossen des Raumfahrt-Zeitalters geworden ist, hat das Bild eines Planeten unter Planeten vor Augen, der sich «Erde» nennt, und er findet sich in einem All wieder, dessen räumliche und zeitliche Dynamik bisherige Vorstellungen und Begriffe sprengt. Die der Technik und der technischen Nutzung fasst naturwüchsig verbundene Naturwissenschaft entfaltet Kräfte, welche die Grenzen des Erkennens und seiner technischen Anwendung stetig weiter verschieben: Und das nicht nur auf politischen Feldern. Die immer mehr perfektionierte technische Kommunikation aber lässt alle möglichen «Reservate» verschwinden – das heißt, Stellen, Orte, Verfügungsräume, die nicht der «Vernetzung» unterliegen und die folglich ein weltweit synchrones Agieren erzwingen. Erdumspannende wirtschaftliche Verflechtungen gestatten, soweit es sich ausmachen lässt, keine bloßen «Binnen-Strategien» mehr. Welche Folgen sich daraus ergeben, ist wohl nur von Fall zu Fall zu ermessen. Immerhin lässt sich diese Tatsache selber nur schwer ignorieren.

Grenzen verändern sich, Grenzen werden überschritten. Manche Grenzen, die zu Mauern geworden sind, erzeugen für diejenigen, die ihre Konsequenzen zu ertragen haben, einen Binnen-Druck, der schließlich zum Ausbruch aus politischen Zwangsgebilden führen muss. Solche Akte der Selbstbefreiung suchen und finden Ziele, Orte und Räume, in denen sich Gott Dank Menschen auf eine menschwürdigere Weise von Neuem verankern können.

Grenzen – nicht nur nach Außen, sondern auch nach Innen – verändern sich und das in einem heute teilweise atemberaubenden Tempo. Sie unterliegen dem Gesetz eines Wandels der Vorstellungen, Begriffe und Handlungsweisen. Und so scheint sich hinter einem von Heinrich Böll verwendeten Satz weit mehr zu verbergen als die auf eine bestimmte politische Situation gemünzte Aussage. Böll kommentierte einmal (mit der Missverständlichkeit einer eigenen politischen Aussage konfrontiert) die irritierende und skandalisierende Wirkung eines seiner Bücher mit dem Satz: «Man muss zu weit gehen, um zu wissen, wie weit man gehen kann». Ein

solcher Satz erhebt die Grenzüberschreitung förmlich zum Postulat, weil im anderen Fall eine notwendige Einsicht und womöglich auch eine notwendige Verbesserung bestehender Verhältnisse verhindert würde. Versteht ein Leser den erwähnten Satz Bölls als lediglich auf eine bestimmte politische Situation bezogene Äußerung, so mag sie sich mit der Zeit von selber erledigen. Aber man wende diesen Satz einmal auf die bioethische Debatte um den Embryonenschutz an! Dort gewinnt er eine bestürzende, fast fatale Aktualität.

Denn offensichtlich steht auch eine solche «Maxime» in einem bemerkenswerten Kontext zur experimentellen Praxis bestimmter naturwissenschaftlicher Forschung. Wissenschaft dieser Gattung und Art operiert ja von Hause aus in Grenzbereichen und tut dies stets mehr. Die auf Anwendung ihrer Erkenntnisse gerichtete Forschung bringt Konsequenzen mit sich, die ohne solche Themenstellung und Praxis kaum entstanden wären. Sie führen dann beispielsweise zu der simpel und banal klingenden, aber lebensernsten Frage: «Darf der Mensch alles tun, was ihm zu tun inzwischen wissenschaftlich möglich geworden ist?» Oder ist es ihm nicht sogar *geboten*, das ihm möglich Erscheinende zu realisieren – und das heißt doch wohl: anzuwenden? Auch auf anderen Gebieten entwickeln wissenschaftliche und technische Prozesse einer Dynamik, die immer stärker in das Gefüge von Natur und Gesellschaft (aber auch ihrer geistigen Voraussetzungen) eingreift. Hinter all den von ihm geschaffenen Produkten erscheint das Geschöpf Mensch zuletzt als ein schlecht geratenes Fabrikat, ja, als geradezu obsolet. Ohnehin kann es mit dem, was es inzwischen hervorzubringen weiß, keineswegs Schritt halten. Beispiele zeigen sich auch auf physikalischem Gebiet.

Da geht es sichtlich um weit mehr als um einen fakultativen Diskurs zwischen Fachleuten, seien es nur Philosophen, Theologen, Biologen, Mediziner, Juristen und Politiker. Hier geht es offenbar auch um die Wahrung oder Erweiterung von Grenzen, die verfassten Religionen, Konfessionen und Kirche(n) Kraft ihrer Bekenntnisse gesetzt sind. Hier spielen wohl auch Fragen nach der Existenzform geistlicher Gemeinschaften samt ihrer Geschichte hinein – also um das dogmatisch fixierte Selbstverständnis einer Kirche wie der katholischen, die sich zugleich an das biblische Gebot der «Grenzüberschreitung als Programm» gebunden fühlen muss. Wer als Träger des kirchlichen Lehramts (wenn auch in der Kollegialität des Weltepiskopats) definiert und zu definieren hat, was als Essential und unverzichtbares Credo bekannt, gelehrt und verkündet werden soll und muss (schon weil er den Menschen Klarheit schuldet, statt sie am Ende mit Sophismen zu bedienen), der ist dazu verpflichtet, auch auszudrücken, was dieses Credo eben *nicht* meinen, besagen und verkünden kann. Nach welchen Kriterien also soll etwa die unvermeidliche Auseinandersetzung mit bohrenden Fragen auf dem Terrain heutiger Pastoral und Katechese verlaufen? Oder wie soll etwa im Anblick des geistigen Erbes der «Aufklärung» die «Vernünftigkeit des Glaubens» dargelegt werden?

Um ein naheliegendes Beispiel zu nennen: das mit großdimensionierten Erwartungen versehene und mit einem medienorientierten Zeitalter konfrontierte Zweite Vatikanische Konzil hat sich als globale Kirchenversammlung und drei Jahre währendes Zusammentreffen des Weltepiskopats unter Vorsitz der Päpste Johannes XXIII. und Paul VI. eine Freiheit betenden Denkens und Nachdenkens zugetraut, die sich mit der verpflichtenden Überlieferung, aber auch mit der Erweiterung und



Neubestimmung etlicher Aussagen und Praktiken ebenso wie mit der Bewahrung des «Wesenskerns» von Offenbarung und Kirche befasste. Teilweise gehört diese Bemühung bereits in die Vorgeschichte dieses Konzils. Papst Paul VI. nannte es in einer abschließenden Erklärung einmal das Resultat der Zusammenarbeit des Papstes «mit den Vätern des Heiligen Konzils». Das Konzilsgeschehen führte denn auch zur Auseinandersetzung mit Gepflogenheiten, die liturgische und pastorale Formen bis zu diesem Datum beherrscht zu haben schienen. Es brachte aber auch eine Wiederentdeckung aus dem Blick geratener Sichten, Denkweisen und Praktiken mit sich, die das Erscheinungsbild und das innere Gesicht der katholischen Kirche betreffen.

Die «Wegsuche» der «Heiligen Väter des Konzils» und ihrer theologischen Berater fand auch deshalb notwendigerweise (und das in der Regel sachlich und brüderlich, wenn auch keineswegs leidenschaftslos) zwischen Grenzen und Grenzmarkierungen statt und im Übrigen mit all den «Lagerbildungen», die sich bei solchen Voraussetzungen und Anlässen einzustellen pflegen. Eine bestimmte Art von Konzilshermeneutik ist davon noch immer mitbetroffen. Und so spinnt sich der konziliare Prozess nicht nur in der Außenwahrnehmung der Medien fort. Er umfasst auch das Thema der Grenzen von im weiteren Sinn theologischer Maßgaben. Entscheidung und Entschiedenheiten sind deshalb nicht leichter geworden. Der zum täglichen Urteil und Handeln genötigte durchschnittliche Zeitgenosse kann sich trotz alledem von ihnen nicht «beurlauben». Er hat sich hier und heute zu entscheiden und entsprechend zu handeln – statt in einem zeitlich unbegrenzten Dialog verbleiben zu können.

Die verschiedenen Seiten des Themas «Grenzen» kann das vorliegende Heft natürlich nicht erschöpfend behandeln. Es muss sich also mit gewissen Aspekten und «Eckpunkten» begnügen. Immerhin spiegeln sie hoffentlich das spannungsreiche Bezugsfeld von Worten und Begriffen wie «Grenzen und Grenzziehungen» wieder.

Erich Kock